

Jugend ohne Vorbilder?

Das Thema hat seine Tücken; denn die Hauptworte in ihm sind von einem Hof von Mißverständnissen umlagert, der durch das Fragezeichen nur noch erweitert wird. Wer ist „Jugend“? Was ist ein „Vorbild“?

Um darauf wenigstens eine vorläufige Antwort zu geben, muß man sagen: „Die“ Jugend gibt es nicht – es leben viele, unterschiedliche, einzelne Jugendliche. Dennoch wird man dort, wo man die genau beschreibbaren Ergebnisse einer empirischen Untersuchung unter Jugendlichen verläßt, in solchen Verallgemeinerungen reden müssen, die einerseits realitätsbezogen sind, andererseits nur idealtypische Aussagen bieten können. Daß dabei Unterschiede zwischen den 15- und 20jährigen, zwischen Jungen und Mädchen, zwischen Schülern und Auszubildenden, zwischen Jugendlichen auf dem Land und in der Stadt eingegeben werden, wird zum offensichtlichen Preis einer griffigen Aussage. Entschuldigen mag diese Praxis auch jener unklare, „offene Jugendbegriff“¹, nach dem das Jugendalter sowohl in seiner zeitlichen Erstreckung nicht mehr abgrenzbar wie in seinem wesentlichen Inhalt nicht mehr bestimmbar zu sein scheint.

Eine ähnliche Problematisierung ließe sich beim Begriff „Vorbild“² vornehmen. Handelt es sich dabei um Vorbild, um Leitbild, um Idol, um Ideal, um wertsetzende Norm, um traditionelle Orientierung? Ist die Idealisierung überhaupt wünschenswert? Das Problem, das sich hier aufwirft, signalisierte Margarete Mitscherlich in den widersprüchlichen Titeln zweier Publikationen, die nur drei Jahre auseinanderliegen. 1978 veröffentlichte sie das Buch „Das Ende der Vorbilder“, 1981 kam ihre „Flugschrift“ heraus „Die Jugend braucht Vorbilder“³. Unterstellt, daß Buchtitel nicht nur reißerisch auf Käufer hin verfaßt werden und den Inhalt eines Buchs zumindest andeuten, bringt diese rasche Titeländerung eine große Unsicherheit in der Vorbildproblematik zum Ausdruck. Sie warnt, von Selbstverständlichkeiten in diesem Bereich auszugehen. Deshalb scheint es wenig sinnvoll, schnell die Ergebnisse von Untersuchungen zur Frage, welche „großen“ Zeitgenossen junge Menschen verehren, zu bieten und daraus Schlüsse zu ziehen. Die Fragestellung ist weitaus komplexer.

Nach dieser Problematisierung soll das Thema in drei verschiedenen Deutungen behandelt werden, aus denen sich dann hoffentlich eine differenzierte Antwort auf die Titelfrage ergibt. Die Antwort wird widersprüchlich erscheinen, sie ist aber insgesamt nicht widersprüchlicher als die heutige Jugendgeneration in sich.

I. Die grundsätzliche Möglichkeit eines Vorbilds

Bei einer eingehenderen Beschäftigung mit dem Problem stößt man auf eine erste These, die etwa so lautet: Die Jugend kann keine Vorbilder mehr haben; denn sie wird in einer einmaligen, „präfigurativen“ Kultur leben.

In dieser ersten Deutung des Themas geht es um die grundsätzliche Möglichkeit eines Vorbilds. Es stellt sich nämlich dieses Problem: Nur dort, wo im geschichtlichen Ablauf der Zeiten und Generationen noch Vergleichbarkeiten erkennbar oder zu erwarten sind, läßt sich aus der Vergangenheit etwas lernen, lassen sich an Vorbildern Orientierungen und Lebensmuster für die Zukunft ablesen. Dort aber, wo das Nicht-Ausdenkbare auf den jungen Menschen zukommt, müssen alle Vorbilder der bisherigen Menschheitsgeschichte versagen.

Um diese These in ihrer Radikalität herauszuheben, sei sie von einer anderen Ansicht deutlich unterschieden, nämlich von der einer ungünstigen Situation für bestimmte Vorbilder. Dafür einige bildhafte Beispiele: Johann Wolfgang Goethe im Videoshop, Cäsar konfrontiert mit Asterix, Iphigenie im Horizont von Beate-Uhse-Läden, Wilhelm Tell angesichts einer konsumistischen Käuflichkeit, der „unbekannte Soldat“ im atomaren Holocaust, der Romantiker auf der Suche nach der blauen Blume im „sterbenden“ Wald.

Diese provozierenden Gegensätze beweisen, daß bestimmte Vorbilder ihre Zeiten haben: Zeiten, die sie ins Licht stellen, ihnen gleichsam zur Blüte verhelfen, und Zeiten, die sie zersetzen oder in denen sie langsam absterben.

Aber eine solche erschwerte Übernahme von Vorbildern betrifft das einzelne Vorbild und meint nicht das Vorbild schlechthin, betrifft nicht die Möglichkeit eines Vorbilds überhaupt. Die These, daß die Jugend in Zukunft ohne Vorbild leben werde, leben müsse, hat die bekannte amerikanische Ethnologin Margaret Mead 1971 vertreten⁴. Sie geht dabei von folgender Hypothese über den Zusammenhang von Vorbild und Kultur aus: Es gibt grundsätzlich drei mögliche Arten von Kulturen: die *postfigurative* Kultur, in der Jugendliche um wohlbekannte Vorfahren wissen und deren Lebenskunst übernehmen, die *kofigurative* Kultur, in der Jugendliche mit ebenbürtigen Erwachsenen oder Jugendlichen zusammenleben und zusammenlernen, und die *präfigurative* Kultur, in der es der Neuheit einer Kultur wegen für junge Menschen aus der Vergangenheit und von den Erwachsenen nichts mehr zu lernen gibt. Während die Kinder und Jugendlichen postfigurativ von ihren Ahnen lernen und kofigurativ ihr Verhalten nach dem Vorbild ihrer Zeitgenossen ausrichten, bedeutet präfigurativ, daß die meisten Kinder „nicht von Eltern und Älteren lernen, denen sie nie ähnlich sein werden“ (117). Margaret Mead nennt diesen neuen Stil einer Kultur deshalb den „präfigurativen, weil das Kommende in dieser neuen Kultur vom Kind und nicht mehr von Eltern und Großeltern repräsentiert werden wird“ (121). Mit dieser Bewertung einer kommenden Kultur stellt M. Mead die bisherige Art, am Vorbild zu lernen, in Frage.

Aber überläßt sie darin den jungen Menschen nicht seinen Fragen und Problemen und Ausweglosigkeiten? Hat sie die Einsamkeit eines solchen jungen Menschen kalkuliert? Und ist eine solche Existenz des Nullpunkts anthropologisch überhaupt möglich, realisierbar, akzeptabel?

M. Mead scheint die Herausforderung ihrer eigenen These zu erkennen, weil sie diese abschwächt und sie auf ein humanes Maß zurückführt, wenn sie schreibt: „Wir müssen neue Vorbilder für Erwachsene schaffen, die fähig sind, ihre Kinder nicht das Was, sondern das Wie des Lernens, nicht eine Bindung an etwas Bestimmtes, sondern den Wert einer Bindung zu lehren“ (127). Demnach hält sie fest, daß es „Erwachsene“ geben wird, die – wenn auch sehr formal – den Wert einer Bindung lehren sollten. Dieser Vorschlag ist nur scheinbar hilfreich. Wer den Wert einer Bindung kritisch bedenkt, muß zugeben, daß der Wert einer Bindung durch den Wert bestimmt wird, an den man sich bindet. Oder kann es gleichgültig sein, ob man sich an Geld oder Gott, an Egoismus oder Altruismus, an das Böse oder das Gute „bindet“? Wären alle diese Bindungen gleich gültig, dann wäre keine Werthaftigkeit einer Bindung mehr auszumachen; denn sie wäre gleichgültig. Der Versuch einer formalen Auflösung des Vorbilds scheitert also dort, wo diese Formalität sich als Wert-Vakuum enthüllt.

Offensichtlich will M. Mead in ihrer These nur eine Gegenposition zu einer starren Vorbild-Mechanik beziehen, in der ein Jugendlicher gleichsam zum serienmäßigen Produkt seiner Bewunderung wird. So aber war es nie und so kann es nie sein. Wenn Margret Mead gegen solche Mißverständnisse angeht, kann man sich nur an ihre Seite stellen. Es ist nämlich ganz richtig, wenn sie für die heutige Situation schreibt: „Wir wissen inzwischen wenigstens, wer die Fragen stellen muß, damit uns, die wir über ein langes Register ererbter Antworten verfügen, eine Antwort überhaupt möglich wird. Die Kinder, die jungen Menschen müssen die Fragen stellen; aber es muß auch wieder eine Vertrauensbasis geschaffen werden, auf der die Älteren zusammen mit den Kindern die Antworten erarbeiten.“⁵ Fragen und Vorbilder sind also nur möglich aufgrund eines Kredits, den man Vertrauen nennt, und aufgrund einer darin investierten Gemeinsamkeit.

Am Ende dieser ersten Überlegung zum Thema ist festzuhalten: Die These, eine präfigurative Kultur – also unter Absehen von jedem Vorbild – sei möglich, ist falsch. Der Mensch wird immer aus Herkünften, also geschichtlich leben.

Wie sich diese Geschichte dartut, wie sie in die jeweilige Jugendgeneration hinüberkommt und wer sie erfragt – das sind Fragen zweiter Ordnung. Aber Vorbilder stehen auch noch dort, wo nur Schemen des Formalen erwünscht oder gar möglich sein sollten. Ohne Vorbild geht es im Leben nicht, ohne Maßstäbe geht es im Leben nicht voran. Solche personalisierten Maßstäbe sind um so wichtiger, als sie für Jugendliche zu „Wächtern der neu gefundenen Identität“ (E. H. Erikson) werden und dadurch für das alltägliche Leben eine große Hilfe sind.

II. Vorbilder in der heutigen Gesellschaft

In einem zweiten Zugang zum Problem geht es um die heutige Jugend. Würde diese Situation auf eine provozierende These gebracht, so könnte man sagen: Die Jugend hat keine Vorbilder; denn sie lebt in einer entstrukturierten Collage-Gesellschaft. Wie läßt sich diese Aussage im einzelnen beweisen?

In der neuesten Untersuchung zur heutigen Jugendsituation „Jugend ohne Zukunft?“⁶ findet sich leider kein eigenes Kapitel zur Frage der Ideale und Vorbilder Jugendlicher. Demnach muß versucht werden, aus anderen Aussagen Schlüsse zu ziehen und sekundäre Einsichten zu gewinnen.

Als erstes wäre zu sagen, daß junge Menschen von heute durch die langjährige Ausbildungszeit, durch die Freizeitgestaltung, durch ihre Treffpunkte, durch die darin ablaufende Alterssegregation ihr Leben in einer Gesellschaft von Altersgleichen verbringen. Zusätzlich zählen viele Stars aus den Medien und aus der Discowelt noch zur Altersstufe der jungen Menschen. Klaus Allerbeck und Wendy Hoag sprechen in Fortführung der Subkulturthese von einem „eigenen sozialen Netz der Jugendlichen“ (39), das 1983 dichter ist als 1962. In einer solchen Lage entstehen ideale Zielvorstellungen wohl eher durch die Übereinstimmung unter Gleichaltrigen als durch das Vorbild Erwachsener.

Kontaktstellen zu Erwachsenen – also mögliche Orte der Konfrontation mit „Vorbildern“ und deren traditionellen Orientierungen – bieten sich in der Schule, in der Freizeit, in der Öffentlichkeit überhaupt. Die nähere Betrachtung dieser Kontaktstellen bringt eher Negatives für „Vorbilder“. Es zeigt sich eine große Kluft zwischen den Generationen: In der Schule sind die Lehrer durchweg älter, in der Freizeit stößt der junge Mensch auf Ausgrenzung, in der Öffentlichkeit begegnet ihm weithin Unverständnis. Allerbeck und Hoag fassen zusammen: „Erwachsene: sie sind den Jugendlichen weithin unbekannt. Zwar bietet die Sozialstruktur des Jugendalters Jugendlichen die Gelegenheit, Erwachsenen zu begegnen, Eltern, Lehrern oder Ausbildern. Daß aber soziale Beziehungen dieses Typs recht eigenartig sind, ausgesprochen asymmetrisch in der Machtverteilung, bedarf keiner besonderen Betonung. Mit Sicherheit wird die Kooperation mit Erwachsenen von der Sozialstruktur des Jugendalters nicht erleichtert, und Erwachsene werden selten als Kooperationspartner von Jugendlichen erlebt. In den Gruppendiskussionen mit Jugendlichen wurde oft geäußert, man kenne eigentlich keine Erwachsenen (die Eltern sind natürlich eine eigene Kategorie)“ (49f.).

Eines bleibt festzuhalten: Eltern sind Erwachsene besonderer Art. Das Zusammenleben mit ihnen ist auch heute durchweg gut. Vater und Mutter sind immer noch die anteilmäßig bedeutendsten Vertrauenspersonen Jugendlicher. Das Vorbild der Mutter zählt (nicht nur für Mädchen), die Parteipräferenz des Vaters ist in der politischen Entscheidung nicht zu übersehen. (112ff., 142).

Insgesamt muß man sagen: Im Leben junger Menschen stehen sich zwei Welten gegenüber. Die eine Welt hat als Mittelpunkt die Clique und die Szene, die andere Vater, Mutter und Geschwister. Zwischen den beiden Welten liegt das Bildungswesen. Für dieses gilt leider, daß es „den Jugendlichen heute nicht das Orientierungsminimum vermittelt, das die Voraussetzung verantwortlicher eigener Entscheidung wäre“ (91). Darüber hinaus besteht zwischen beiden Welten eine Spannung, da die familiären Vorbilder nicht in jedem Fall bzw. selten die Vorbilder der Gleichaltrigengesellschaft sind. Wird diese Spannung nun durch „synthetische Vorbilder“ aufgelöst? Durch Vorbildlichkeiten in unterschiedlichen Lebensbereichen, die dann sozusagen immer einen Wechsel herüber und hinüber erlauben? Und wäre dann jener Jugendliche der erfolgreichste und glücklichste, dessen Anpassungsfähigkeit und Ambiguitätstoleranz die größte wäre? Oder gibt es in solchen „Vorbildern“ Vorrangigkeiten, die je nachdem neu gesetzt werden? Auf jeden Fall deuten sich wechselnde Strukturen in Vorbildern an.

In eine ähnliche Richtung einer variablen Struktur deuten zwei andere Ergebnisse dieser Jugenduntersuchung, die kurz in die Beweisführung eingebracht werden sollen: einmal die sogenannte Universalisierung der Moral, zum anderen das Defizit an kognitiv-emotionalen Strukturen.

Unter „Universalisierung der Moral“ verstehen die Autoren am Ende ihres Kapitels über „Lebenspläne und Familienvorstellungen“ dies: „Jeder einzelne hat anscheinend Anspruch auf seine eigenen Normen, so daß Geltung Fremden gegenüber weder erwartet gar noch durchgesetzt wird“ (100). Was hier gesehen wird, ist mehr als eine „Privatisierung der Moral“ (99), es ist eine sich bereits andeutende Auflösung der Moral; denn Moral hat in ihrer Begründung und Geltung immer mit dem Objektiv-Gemeinsamen zu tun, was nicht heißt, daß sie dann in diesem Rahmen nicht sittlich-subjektiv angeeignet und gelebt würde. Also wäre auch eine Konsequenz: Es gibt eine unterschiedliche Moral in unterschiedlichen Lebensbereichen.

Die andere Behauptung im Kontext der Sozialisationswirkung des Fernsehens lautet, „daß das Fernsehen als Medium die Ausbildung stabiler kognitiver und emotionaler Strukturen erschwert: gerade weil es immerzu bewußt oder unbewußt von dem Stilmittel bzw. der Möglichkeit Gebrauch macht, über Bild- bzw. Tonkanal Diskrepanzen zu senden. Eine solche Diskrepanz mag sich auf den Zuschauer, dessen kognitive und emotionale Struktur bereits voll ausgebildet ist, nicht oder nur höchst geringfügig auswirken. Für den kindlichen und den jugendlichen Fernsehzuschauer bedeutet dieser Aspekt des Mediums Fernsehen, daß... Verständlichkeit und Verlässlichkeit der ‚Welt‘, die per Video übermittelt wird, sich nicht einstellen können“ (169f.). Dadurch werde durchweg eine Verstehbarkeit der Welt verhindert. Indem der heutigen Jugend mehr von der Welt präsentiert werde als irgendeiner Generation vor ihr, werde zugleich der verstehbare Anteil viel kleiner. Damit solle nicht gesagt sein, daß es der heutigen Jugend an

„Wissen“ fehle. Vielmehr fehle es ihr „an kognitiven Strukturen, die ihr die Wahrnehmung einer verlässlichen Welt gestatten würden“ (171).

Diese Behauptung erhält für Allerbeck und Hoag eine weitere Bestätigung dadurch, daß junge Menschen vor allem Beziehungen zu Gleichaltrigen und zu den Eltern aufbauen. Wenn beide untereinander nicht in einen deutlichen Konflikt geraten, ergibt sich das daraus, daß beide für das Gleiche stehen: für die unmittelbare Erfahrung. Ein Rückzug in den Nahbereich rettet aus einer unübersichtlichen, gefährdenden, weithin durch Medien vermittelten Welt. Die „erste Video-Generation“ reagiert damit auf eine neue Umwelt, die eine „entstrukturierte Collagen-Gesellschaft“ (17) ist, in der alles mit allem verbindbar, austauschbar, ersetzbar zu sein scheint.

Ein Vorbild in dieser Umwelt ist nun immer der Gefahr ausgesetzt, ein Puzzle von Widersprüchen zu werden und gerade dessen zu entbehren, was eine Identität ausmacht: Form, Profil, Kontur. Im Gegensatz dazu müßte ein Vorbild in seinem ansprechenden Wesen sich nach einem Prinzip von innen heraus ordnen, sich um ein zentrales Ethos gleichsam allmählich kristallisieren.

Am Ende dieser zweiten Überlegung zum Thema Jugend ohne Vorbild wird man auch diese These bestreiten müssen. Es stimmt nicht, daß junge Menschen keine Vorbilder hätten. Nur sind ihre Vorbilder nicht statisch und starr. Dagegen trifft zu, daß sie in Gefahr sind, synthetischen Vorbildern anzuhängen, die widersprüchliche Wertsetzungen in sich vereinigen wollen. Eine solche Absicht entspräche dann allerdings auch den Ergebnissen der bekannten Sinusstudie „Die verunsicherte Generation“⁸, aufgrund deren junge Menschen materialistische und postmaterialistische Wertorientierungen in sich vereinigen. Bei Wertorientierungen wird das zwar immer so gewesen sein, daß nie gänzlich reflektiert war, ob auch die einzelnen Wertsetzungen sich untereinander vertragen. Vorbilder dagegen werden nur dann überdauern und eine stetige Faszination ausüben, wenn sie eindeutig sind bzw. wenn eine Wertpriorität die Struktur für alle anderen Details vorgibt. Wäre Mutter Teresa aus Kalkutta ein Vorbild? Und worin bestünde ihre als Faszination wirkende und wirksame (prinzipielle) Struktur?

III. Der Erwachsene und seine Vorbildrolle

Ein dritter Zugang zum Problem ergibt sich aus der anfechtbaren Behauptung: Der Jugend wird kein Vorbild gegeben; denn die Erwachsenen entziehen sich der Pflicht zum Vorbild. Was wäre zu dieser These zu sagen?

Im Vorbild geht es um die glaubwürdige Vermittlung von Werten. Ob dies dann traditionelle oder progressive, familiäre oder öffentlich-demokratische, sittliche oder religiös-christliche Werte sind, ist eine Frage zweiter Ordnung. Daß dabei die Identifikation eines Jugendlichen mit einer fernen Person oder mit einem nahen

Zeitgenossen eine Rolle spielt, in denen sich ein Wert ideal oder idealisiert darstellt, ist eine Erkenntnis der Persönlichkeitspsychologie. Demnach wären zwei eigentlich gegenläufige Prozesse zu beschreiben, die im Vorbild am Ende zueinanderfinden: Faszination und Bewunderung.

Auf der einen Seite ein junger Mensch, der nach Sinn, Orientierung, Lebensvorgabe implizit oder explizit Ausschau hält. Solche Suche gehört zur Typologie eines heranreifenden jungen Menschen. Wir wissen, daß solche Sinnfindung durch Pseudo-Erfüllungen abgeschafft werden kann⁹. Auch diese Erfüllung minderer Art weist noch dort, wo sie scheitert, auf eine Sehnsucht zurück, die über die Endlichkeit hinausweist. Eigentlich ist dieses Streben in jedem Menschen angelegt. Er sucht auf jeden Fall ein höheres Maß, eine größere Erfüllung. Allein der Komparativ ist menschlich. Diese transzendierende Dynamik läßt sich eben nicht abschaffen. Hätte man den Menschen um diese Unruhe gebracht – nach der größeren Wahrheit, nach der reineren Güte, nach der faszinierenden Schönheit zu streben –, man hätte ihn zu einem intelligenten Tier zurückgebracht. Aber da „1984“ bereits verstrichen ist, kann man gelassen über unerfüllte Utopien, über nicht eingetretene Befürchtungen sprechen.

Die Gefahr, daß solche jenseitigen Erwartungen, die sich dann in Vorbildern konkretisieren, in Ängsten und Sorgen, in Pessimismus und Hedonismus untergehen, ist heute gewiß groß. Dabei ist folgendes Ergebnis aus den neuesten Untersuchungen aufschlußreich: Was die eigene Zukunft angeht, sind Jugendliche optimistisch; was die Zukunft der Menschheit angeht, sind sie eher pessimistisch. Die Erklärung von Allerbeck und Hoag, daß eben die allgemeine Zukunft nicht in quantifizierbaren Zeithorizonten unterzubringen sei und man lieber in überschaubaren Zeiten und Räumen denke, weist zurück auf jenen Grundsatz, daß heute bei Jugendlichen die realisierbare Nähe den Vorzug vor der futuristischen Extrapolation genießt.

In diese Disposition junger Menschen hinein treffen eigentlich das Angebot und die Einladung von Sinn, Orientierung, Lebensvorgabe Erwachsener, gelangt also das Vorbild. Hierbei wird nicht an redselige Moralisierung, an aufgeregte Besserwisserei, an den erhobenen Zeigefinger, an die repressive Mahnung, vom gewählten Weg nicht abzukommen, gedacht. Ein Vorbild ist heute schlicht, sprachlos, ohnmächtig und gerade deshalb überzeugend. Das Vorbild trägt die Farbe des Alltags: grau.

Wenn man nun anders fragt: Wo hatten junge Menschen einmal ein positives Verhältnis zu Erwachsenen und wo entwickelten sie Hoffnung selbst angesichts einer verdüsterten Zukunft, da ergeben die neueren Jugendstudien: dort, wo Erwachsene in der Lebenswelt junger Menschen auftauchen, wo Eltern ihrer einmaligen Rolle gerecht werden.

In der großen Shell-Untersuchung „Jugend 81“¹⁰ ging es in einem langen Kapitel um die „Vorstellungen von der Zukunft“. Die Jugendforscher waren zuerst ratlos

angesichts des Problems, was denn im letzten eine düstere bzw. zuversichtliche Sichtweise der Zukunft bestimme. Am Ende entdeckten sie die Bedeutung des Elternhauses. Sie schrieben: „Sah es bisher so aus, als ob die unterschiedliche Sichtweise von der Zukunft in erster Linie etwas mit der Dauer der Jugend... zu tun hat, so deutet sich jetzt die Bedeutung der Beziehung zu den Eltern (bzw. im weiteren Sinn zu den Erwachsenen und den erwachsenen Autoritäten) an. Hilfe von den Eltern zu bekommen und umgekehrt zu ihnen ein konfliktfreieres und vertrauensvolleres Verhältnis zu haben, das könnte einen Einfluß darauf haben, ob man die Zukunft der Gesellschaft düster oder zuversichtlich sieht. Pessimismus oder Optimismus könnte – zum Teil wenigstens – zugleich Pessimismus oder Optimismus im Nahbereich sein, im Hinblick auf die Beziehungen zu den Eltern.“ Im Nahbereich werden demnach Grundwerte der Weltsicht eingeübt, in jenem Sinnspiel, das dort gespielt wird, wo Menschen Vertrauen zueinander haben.

Ein zweites Ergebnis: In der Untersuchung „Mädchen '82“¹¹ gingen die Forscher der Frage nach, inwieweit das Engagement junger Mädchen ihre Einstellung zu den Erwachsenen präge bzw. ob das Disengagement auch sozial ins Abseits führe. Die Untersuchung bewies nun die Zusammengehörigkeit von Engagement Jugendlicher und Dialogfähigkeit mit Erwachsenen. Es heißt im Forschungsbericht: „Der vorliegende Mädchenbericht weist auf einen anderen Zusammenhang zwischen Generationenkonflikt und politischem Engagement hin. Die Mädchen und jungen Frauen, die eine besonders ablehnende und mißtrauische Haltung gegenüber Erwachsenen äußern, sind gleichzeitig diejenigen, die sich am wenigsten engagieren, und die Engagierten sind diejenigen, die den Erwachsenen am wenigsten ablehnend gegenüberstehen.“ Damit soll nicht gesagt sein, daß in solchen Familien alles Harmonie und eitel Friede sei. Aber es besteht eine Situation der gegenseitigen Offenheit, die dann auch zu einer offeneren Weltsicht und zu Engagement ermutigt. Auch hier spielen die Eltern, also die besonderen Erwachsenen, ihre eigengeartete, fundamentale Rolle.

In den Ergebnissen der Untersuchung kommt wieder jene Vorbildlichkeit in den Blick, der junge Menschen gerne Kredit geben: eine alltägliche, positive, optimistische, sozialengagierte Bewältigung des Lebens¹². Je mehr ein solches Leben darüber hinaus noch offen ist für die großen Themen unserer Zeit – wie Friede, soziale Gerechtigkeit, Umwelt –, um so eher werden diese Vorbilder von jungen Menschen gewählt werden.

Damit ist am Ende ein Doppeltes offensichtlich: Eltern sind auf die Rolle eines Vorbilds festgelegt. Und den großen Figuren des Alternativen – von Franz von Assisi zu Mutter Teresa, von Martin Luther King zu Roger Schutz – fällt die Chance zu, jene Erwartungen zu aktivieren, die in den Sehnsüchten junger Menschen enthalten sind.

Am Ende dieser dritten Überlegung bleibt nur noch zu sagen, daß die dritte Aussage zum Thema in ihrer Radikalität falsch ist. Es gibt erfreulicherweise immer

wieder Erwachsene, die von Jugendlichen zum Vorbild gewählt werden. Für diese Erwachsenen setzt sich die Bewunderung der anderen in eine Pflicht zum Vorbild um. Diese letzte Aussage ist allerdings auf eine bestimmte Altersstufe nicht mehr einzuschränken. Es ist durchaus möglich, daß ein Jugendlicher für einen Jugendlichen oder (sogar) für einen Erwachsenen zum Vorbild wird.

ANMERKUNGEN

¹ R. Bleistein, *Jugend – Begriff und Wirklichkeit*, in dieser Zschr. 200 (1982) 73f.

² G. Bittner, *Für und wider die Leitbilder* (Heidelberg 1964).

³ M. Mitscherlich, *Das Ende der Vorbilder* (München 1978); *Die Jugend braucht Vorbilder* (Hamburg 1981).

⁴ M. Mead, *Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild* (Olten 1971).

⁵ Ebd. 129. Vgl. T. Brocher, *Aufstand gegen die Tradition* (Stuttgart 1972) 33–40.

⁶ K. Allerbeck, W. Hoag, *Jugend ohne Zukunft?* (München 1985).

⁷ H. v. Recum, *Dimensionen des Wertwandels*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (23. 6. 1984) 9.

⁸ *Die verunsicherte Generation* (Opladen 1983) 16; vgl. auch: *Jugendforschung in der Bundesrepublik* (Opladen 1984).

⁹ R. Bleistein, *Zur Sinnproblematik junger Menschen*, in dieser Zschr. 201 (1983) 45–52.

¹⁰ Band I (Hamburg 1981) 408f. ¹¹ (Hamburg 1982) 38.

¹² F. Oertel, *Limahl und Nena unter ferner liefen*, in: *Leben und Erziehen* (März 1985) 6–8.